

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 13.

Mittwoch, den 15. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Leonine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Am Ende des Zuges, wo die schweren Lastwagen fuhren, ging das Gespräch nicht minder lebhaft hin und her. In einem ächzenden, knarrenden Gefährt, mit Warenballen bepackt und von einer großen Plane schützend überspannt, saß die ehrsame Jungfer Rosina Speck, Schwester des Ratsherrn gleichen Namens aus Schwerin. Im Schoß hielt sie einen Korb mit Butterweiden zur Wegzehrung und ein Riechfläschchen. Sie seufzte viel und klagte über das Stochen des groben Gefährtes, und ob man nicht bald in Stargard sei. Heilwig hatte erst neben ihr unter der Plane gelesen, dann aber gebeten, ob sie nicht auch ein Roß besteigen dürfe, wie die Männer. Und ein alter Knecht hatte sie sorglich auf eines der breiten, ruhigen Pferde geseht, die ledig für den Notfall hinter den Wagen hertröteten.

Da ward ihr weiter und freier um die Brust, als sie hoch im Sattel saß und die frische Herbstluft ihr um Stirn und Wangen spielte. Auf der anderen Seite des Wagens ritten Herr Timotheus Speck und Fridolin Lohart, in geschäftliche Gespräche vertieft. Heilwigs Wangen, die die letzten Tage sehr bleich gewesen waren, begannen sich zu röten in der herben Morgenluft. Und beim Anschauen der leuchtenden Farbenpracht der Buchenwälder und der blaueinstigen Fernen war es ihr, als höbe sich langsam, langsam ein schwerer Stein von ihrer Seele, der sie die letzten Wochen schier wund gedrückt. In großen, tiefen Zügen weitete sich ihre Brust, und ihr Auge trank von der Schönheit ringsum, wie ein vor Durst fast Versätmacheter. O, war die Welt wirklich so wunderherrlich? Wo hatte sie nur ihre Sinne gelassen die ganze Zeit in der dumpfen Stadt, daß sie solche Schönheit vergessen konnten? Und Sonnengold, so weit das Auge sah! Über den flimmernden Waldungen und abgeernteten Feldern — über dem bunten, fröhlichen Hochzeitszug vor ihr und den weißen, seidigen Marienfäden in der blauen Luft. Jetzt hatte der farbensprühende Laubwald ein Ende, und Heilwig hätte fast aufgeschrien vor Wonne, als der Zug nun ins Freie kam. Denn da breitete sich zur Rechten der Heerstraße in blaue Silberne, unendlichen Weiten ein See, dessen jenseitige Ufer noch unter den verhüllenden Schleiern der Morgennebel träumten. Roke waren an seinem Strand aufgespannt, und weiße Möwen schwammen tauchend auf seinen blauen, raumenden Wellen. Durch das hohe Schilfgras am Ufer ging leise ein Windhauch, und das Zwitschern der Rohrperlinge klang lockend herüber.

Herr Timotheus Speck lenkte sein behäbiges Köhlein an Heilwigs Seite und wies erklärend mit der Rechten über das Wasser.

„Das ist der Kummerower See, so Ihr dort seht, Jungfer, und jene grauen Schloßmauern, die in der Ferne aus den Nebeln ragen, gehören zur Burg Kummerow, so hart am See gelegen ist.“

Heilwigs Augen leuchteten.

„Ich hätte nimmer geglaubt, daß es auch in Mecklenburg so schön sein könnte! Gehört das alte Schloß dem Herzog Magnus?“

Der Ratsherr schüttelte den Kopf.

„Es ist dem mächtigsten Ritter im Land, Berend Malkan, zu eigen.“

Jetzt ging die Heerstraße wieder ein Stücklein ab vom See und hinein in einen tiefen, düsteren Tannenwald, der sich meilenweit hinzustrecken schien bis nach Pommern hinein. Es war den Augen das plötzliche Dämmerlicht hier ganz ungewohnt gegen das funkelnde Leuchten der Sonne da draußen. Wie ein schweres Schweigen lag es zwischen den tiefen Schatten. Mannshohes Farnkraut überwucherte hier den ganzen Waldboden zu beiden Seiten des Weges.

Und dann geschah das Unfassliche.

Von der Spitze des Zuges, wo ein Fährlein Vorreiter der Sicherheit wegen trabte, klang jäher, gellender Hornruf, der wie ein Notsignal tönte. Der Zug geriet ins Stocken. Man sah, daß da vorne Schwerter gezogen wurden und Speere blitzten. Pferde bäumten sich hoch auf, die schweren Lastwagen blieben ächzend stehen im ausgefahrenen Gleis. Jungfer Rosina hielt mit zitternden Händen ihr Riechfläschchen an die Nase und schrie um Hilfe.

Die Männer sahen sich ernst an und griffen schweigend nach den Waffen.

Was war das?

Ein feindlicher Überfall?

Ritten am hellen Tage auf friedlicher Hochzeitsfahrt?

Und da war es, als ob plötzlich das Farnkraut rechts und links zu leben begönne. Bärtige Gesichter mit Püdelhauben wuchsen aus dem Waldgrund empor. Immer neue Scharen drängten aus den zerwühlten und zerstampften Farnen, die erst so regungslos gestanden in ihrem braungelben Herbstkleid.

Herzog Magnus hatte sein Schwert aus der Scheide gerissen. Seine Lippen waren weiß vor Zorn und Grimm.

„Verrat!“ schrie er mit hallender Stimme und rechte sich hoch in den Steigbügel. „Verrat am eigenen Landesherrn! Zu mir, wer noch um sein Leben kämpfen will!“

Da scharten sie sich um ihn, um ihn zu decken mit ihren Schilden.

An der Spitze der Feinde kämpften zwei mit geschlossenem Bistier — Schulter an Schulter. Auf ihrem Schilde leuchteten die Hasenköpfe auf blau-gelbem Grunde und die Weintrauben. Herzog Magnus knirschte mit den Zähnen.

„Raubritter Berend Malkan!“ schrie er.

Kämpfend brachen sich die beiden anderen Bahn zu ihm.

„Ja, Herzog! Berend und Otto Malkan nehmen Rache heute für erlittene Unbill. Aber nicht für uns. Wir stehen hier im Auftrage unseres Lehnherrn, Herzogs Bogislaw von Pommern.“

Und willenlos ward der glänzende Hochzeitszug zurückgedrängt von der gewaltigen Übermacht in das alte, feste Schloß Kummerow, allwo die Malkans den Herzog und die Seinen gefangen hielten und belagerten wie in einer Festung.

Heilwig wußte nicht, wie lange sie so ohne Bewußtsein gelegen hatte.

Müde und erschaut schlug sie die Augen auf und sah sich suchend ringsum.

Wo war sie? Wo war Fridolin Luhart und Timotheus Sped mit seiner Schwester?

Wo war der ganze, stattliche Hochzeitszug mit den stolzen Herzögen an der Spitze?

Mühsam richtete Heilwig sich ein wenig auf und wandte den Kopf. Graue Steinwände umgaben sie. Durch ein schmales, vergittertes Fenster sah man ein Stücklein blauen Himmels. Deutlich hörte sie es von außen an die Mauer klatschen wie schweres, rollendes Wasser. Was das der Kummerower See?

Ihre tastende Hand fühlte, daß sie auf einer Strohschütte lag. Neben ihr auf einem Schemel stand ein Krug mit Wasser. Sonst kein Gerät ringsum in dem ganzen, engen Raum. Eine schwere Holztür, die in ein Nebengeläß zu führen schien, stand nur angelehnt. Heilwig wollte sich aufrichten, um hinauszublicken aus dieser Tür, aber mit einem Wehlaut sank sie wieder auf ihr Strohlager zurück. Da merkte sie, daß ihr auf der linken Schulter ein schweres, nasses Tuch lag, das rot war von Blut. War sie denn verwundet worden in jenem furchtbaren Kampf neulich? Aber wer hatte sie hierhergebracht? Und wer hatte ihr das nasse Tuch auf die Wunde gelegt? Langsam kam es ihr in die Erinnerung zurück, daß ein altes, härtiges Männerantlitz und ein runzliges Weiblein sich ab und zu über sie gebeugt und mit ihr gesprochen hatten. Aber sie wußte nicht mehr, was. Und wo waren die jetzt geblieben? Sie hätte sie so vieles fragen mögen.

Sie versuchte zu rufen. Aber ihre Stimme war so schwach, daß sie kaum widerhallte von den nackten Wänden.

Endlich hörte sie einen schlürfenden Schritt nebenan, und die Tür tat sich knarrend auf. Der härtige Alte mit dem Narbengesicht trat über die Schwelle.

Nun muß grad mein Weib nimmer da sein, wo Ihr aufgewacht seid, Frau. Kann ich Euch etwas bringen?

Sie sah ihn groß an.

„Wer seid Ihr? Und wo bin ich hier?“

Der Alte setzte sich müde auf den Schemel neben ihre Strohschütte und faltete die Hände zwischen den Knien.

„In Schloß Kummerow seid Ihr, Frau. Und ich bin der Vogt hier vom Ritter Berend Malkon.“

Sie fuhr sich über die Stirn, als dächte sie nach.

Wo hatte sie den Namen doch schon einmal gehört?

Aber sie konnte sich nicht mehr darauf besinnen. Die Gedanken gingen ihr noch so durcheinander im Kopf, und die Glieder brannten wie im Fieber. Sie sah sich wieder suchend um.

„Wo — wo sind die Meinen geblieben? Die mit mir reisten in dem großen Zug des Herzogs?“

Der Alte zuckte die Achseln.

„Das weiß ich nicht, Frau. Es hat der Herzog Bogislaw und unser Ritter alle Gefangenen hierhergebracht in die Burg, wo sie bewacht und umlagert worden sind, bis Herzog Magnus Sippe das Lösegeld zahlen konnte. Da hat man alle wieder freigelassen bis auf den Harnischmeister. Diweil unser Berend Malkon noch eine Geißel in Händen behalten wollte für alle Fälle. Und dann haben die Unseren alle Festkleider, Turniergeräte und Hochzeitsgeschenke vom Herzog Magnus erbeutet.“

Schmunzelnd rieb sich der Alte die Hände.

„Ja, ja, der böse Berend versteht's! Aber er ist nimmer böse, unser Herr und seine Brüder Lüdecke und Otto auch nicht. Wer ihn kennt, der weiß das auch. Nur seine Feinde nennen ihn allein so, weil sie ihm seine Klugheit und Kühnheit neiden.“

Matt sagte jetzt Heilwig: „Wie lange denn ist das alles schon her, Alter? Und wie lange liege ich hier wund auf dem Strohe?“

Der Alte dachte nach und zählte leise an seinen Fingern.

(Fortsetzung folgt.)

Bedeutungswandel unserer Vornamen.

Die Namen unserer Altvordern stellen größtenteils Musterbilder des Lebens dar, denen ihre Träger nachstreben sollten. Dabei laßt und raucht es in der germanischen Namenwelt von Kraft, Mut und Kühnheit, von Schlacht, Kampf und Sieg. Das Los, glänzend, leuchtend und berühmt zu werden, wurde schon den Neugeborenen in die Wiege gelegt. So bedeuten z. B. Baldemund den tühnen Schirmer, Dietmar den Volksberühmten, Ekkehard den Schwerfarten, Guntbert den Kampferhlichen, Brunilde die glänzende Kriegerin. Indessen ist die Bedeutung der meisten solcher Namengebilde schon im Laufe des deutschen Altertums mehr oder minder dunkel oder ganz unverständlich geworden, und wenn man im späten Mittelalter einen Sohn Guntbert oder eine Tochter Brunilde benannte, war man sich wohl ebenwomöglich der etymologischen Herkunft und Bedeutung dieser Namen bewußt, als man es heute in den gewöhnlichen Volkstreifen ist.

Aber die gleichsam als tote Körper eine Reihe von Jahrhunderten weitergeschleppten Personennamen nehmen in den letzten vier Jahrhunderten an einer gewaltigen Umgestaltung und Erweiterung teil; sie erhalten von neuem Leben; sie werden zunächst auf gewisse Gattungen von Menschen, namentlich in spöttischem Sinn, übertragen, erhalten also eine ganz bestimmte Bedeutung. Besonders kommen solche Vornamen in Frage, die im Munde des deutschen Volkes die weiteste Verbreitung und damit auch die größte Allgemeinanziehung gefunden haben, wie Heinrich oder Hinz, Konrad oder Runz, Friedrich oder Frits, Hans, Jakob, Kaspar, Katharine, Michael usw. Nehmen wir z. B. die Namen Frits und Heinrich oder Heinz. Im Elsaß findet sich „Gugelfrits“ = Mönch (zu Gugel-Kapuze). Ebenfalls ist „tapplicher Frits“ so viel wie beschränkter Mensch. „Duselfrits“ nennt man im Meininger einen schläfrigen Menschen. „Frits“ und „Friede“ sind dem Leipziger unerschaffene, noch nicht gewisierte Herren; daneben gibt es „Klatich“ und „Schwab“, oder „Kohlfrieden“, „Kachtfrieden“, „Schnapsfrieden“, „Tranfrieden“ (Schlafmühen). Der unfauber oder schlecht Schreibende ist ein „Schmierfrie“, der Aufschneider ein „Windfrie“, der Angeschmierte „der Gefriste“, „Spinnfrie“ ist im Odenwald ein Hagerer, „Körgefriede“ im Thüringischen ein Körner, „Lügenfrie“ an der Lahn ein Lügner, „Trottelfrie“ in Oberlahsen ein schläfriger Mensch, „Geimfrie“ der Aufseher im Handfertigkeitsunterricht, „Büdelfrie“ nennt der Gauner den Gendarmen.

Der Name Heinrich, verkürzt Heinz, begegnet uns besonders häufig, seitdem deutsche Könige und Kaiser ihn trugen, namentlich auch seitdem Heinrich II. in die Zahl der Heiligen eingereiht wurde. Früh bemächtigte sich die Dichtung des Namens. Es sei erinnert an den Armen Heinrich des Hartmann von der Aue; in einem Minnelied des 13. Jahrhunderts wird ein „Heinzlein“ um den Botendienst zur Geliebten angebrochen. Der Name Heinrich trat bald eine feste Verbindung mit Konrad, verkürzt Runz, ein, seitdem auch mehrere Kaiser den Namen Konrad trugen; Hinz und Runz wurden gerne verbunden, um irgendwelche Unbenannte zu bezeichnen. Im Laufe des ausgehenden Mittelalters entstand ihnen in Hans ein Wettbewerber, der schließlich das Feld behielt. Eine wichtige Rolle spielt Heinrich oder Heinz bei Luther. Er spricht vom „Teufel Heinz“, vom „heinzischen Teufel“, vom „Läterheinz“, vom „Heinz Bosenbut“ und Heinz Nordbrenner“. Im Schrifttum des beginnenden 16. Jahrhunderts begegnet Heinrich und Hainz für Diener, Knecht, ferner finden sich z. B. Eigenheiner für Narr, auch Tumberhenk, Abraham a St. Clara nennt einen Mann, der seiner Frau in allem nachgibt, Henricus. Dann geht Heinrich hinüber ins Reich der Geister und Dämonen. Der Teufel wird im Volk mit „Heinze Boderlin“, „Grauheinrich“ oder bloß „Heinrich“ oder „Hinze“ bezeichnet, der Kobold mit „Heinzelmann“ und „Heinzelmännchen“.

Besonders reich an Belegen sind unsere Mundarten. So hat die Schweiz u. a. einen Maul-Heint (Großsprecher), einen Tür-Birre-Heini (zusammengeschrumpter Mann, zu dürre Birne), Post-Heiri (Briefträger), Wurst-Heinzel (Vielfrak), Zürich-Heiri (nordische Bezeichnung der Züricher Landbevölkerung), das Elsä einen Stollen-Heiri (Unbeholfener). Schwaben einen Vitriolheine (Bezeichnung des Weinsberger Weinbauern), Hollstein einen hollten Hincil (hölzernen, klösigem Kerl), die Lahngegend einen faulen Heinz usw.

Aber nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Pflanzen, ja selbst leblose Gegenstände werden mit Vornamen bezeichnet. Den Staren nennt man fast allgemein Max (von Matthäus), den Raben Jakob, den Fuchs Reineke (aus Reginhard mit niederdeutscher Verkleinerungssilbe gebildet), die Kacke Hinz. In Schwaben ist Hanel Name des Fels, auch des Eichhörnchens und des Raben, Taliodel der des Bergfinken. In der Pfalz nennt man den Saab Filz (aus Philipp), im Erzgebirge die Singdroffel Davidel, im Steirischen das Biemel Hanserl, im Badiſchen den Gänlerich Gehret (zu Gerhard), in Bayern die Hündin Wese (zu Matthäus), in Preußen eine Wasserratte Kaspar, das Rotfehlchen Bruntwenzel. — Im Schwäbischen ist Haniel eine Traubenorte, Jolelle das Bohnentraut, Schmalappel (zu Apollonia) der Hahnentanz. Im Hessischen heißt die Gänseblume „Konradchen“, im Steirischen die Mäulegerie „Schiefhansel“, der Löwenzahn „Weghanzel“, im Elsaß der Gänsefuß „guter Heinrich“.

Von leblosen Gegenständen, die nach Vornamen be-

nannt sind, erwähnen wir „Rebhans“ Wein in altb. Becherliedern, das „Ketterlin von Einlen“ (Enfiseim) und Frau „Mes“ Gelchöffe zu Ausgang des Mittelalters, denen die neuen Geschüßnamen wie „Dide Berta“ und „schlanke Emma“ zur Seite treten. Hierher gehören auch Anna, Sulanna, Andreas, Peter und Paul u. a. als Gladennamen. Im Schwäbischen ist Bierheinzl = schlechtes Bier, Gänsemichel = scharfes Küchenmesser, Deinz = Stiefelzieher. In einem Teil von Mittel- und Oberdeutschland ist „Sanfter Heinrich“ eine Art Branntwein. In der Schweiz ist Nagel (Nilsaus) ein Kreisel, in Oberösterreich „Gänsemichel“ ein lopes Küchenmesser, in Mecklenburg „de olle Jatob“ ein alter Kettel.

Durch diese sonderbaren sprachlichen Übertragungen, die den alten Sprachen durchaus fremd waren, werden uns zweifellos die mit Menschennamen geehrten Tiere und Gegenstände menschlich liebevoll nähergerückt, sie werden unlerer Freunde und Brüder. Es liegt dieser Welt der Benennung eigentlich der Gedanke zugrunde, den Goethe im Gebet an den Erdboden in die Worte kleidet:

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorüber und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Wer sich mit der gewiß interessanten Entwicklungsfrage unserer Vornamen beschäftigen will, sei auf das im Verlag von Fr. W. Kuphus, Dortmund, erschienene Schriftchen „Dins und Kuns“, deutsche Vornamen in erweiterter Bedeutung, 97 Seiten, von Othmar Weisinger vertriehen, auf Grund dessen obige Zusammenstellung gemacht ist. Es behandelt über 260 deutsche Vornamen mit ihren im Lauf der Zeit bekannt gewordenen Übertragungen aus dem hochdeutschen wie mundartlichen Sprachgut und fügt nähere Erklärungen bei.
D. Edw. Heilis.

Wunderkinder-Schicksale.

Der kleine Jackie Coogan, der jetzt, gefeierter als irgend ein Herrscher, durch Europa reist, ist wohl das auffälligste Beispiel eines Welttrubmes, den bisher ein Kind erworben. Nun ist es freilich ein „Film-Kuhm“ und beim Film gerät alles leicht ins Maßlose und Übertriebene. Zweifellos ist Jackie ein Wunderkind, das eine erstaunlich frühe Reife schau- spielerische Begabung besitzt, aber erst die „unbegrenzten Möglichkeiten des Films“ schufen die Grundlage für die allgemeine Beliebtheit des Knaben, mit dem das Publikum der ganzen Welt weint und lacht, für die ungeheuren Summen, die er verdient und die ihn in einem Alter bereits zum Millionär machten, in denen andere Kinder kaum etwas von Geld wissen. So ist denn Jackies Schicksal einzigartig; er ist das erste geschichtlich denkwürdige Filmwunderkind, und man wird sich hüten müssen, über seine Zukunft irgend etwas auszusagen, zumal gerade im Schauspielbereich vortreffliche Leistungen von Kindern nicht selten sind und aus jugendlichen Talenten — man denke an die Duse — manchmal Großes geworden ist. Im allgemeinen aber dürfte auch der kleine Amerikaner von der Tragik des Wunderkinder-Schicksals bedroht sein, dem so viele ähnlich frühe Reife Genies zum Opfer gefallen sind. Das Wort Rousseaus: „Lasset die Kindheit in den Kindern reifen“, kann beim Wunderkinder nicht zur Anwendung kommen, denn in ihm werden heiliche Fähigkeiten geweckt, die seiner natürlichen Entwicklung voraussetzen. Ob Jackie in der Sphäre von Luxus, Anbetung und Klame, in der er lebt, die Urwüchsigkeit seines Talent und die Gesundheit seiner Seele bewahren wird, ist sehr fraglich. Mozart, ein anderes berühmtes Wunderkind, hatte es darin besser, eben weil er es — schlechter hatte. Ihm fielen keine Millionen in den Schoß, und Papa Leopold war froh, wenn er eine mit Dukaten gefüllte Dose für das Auftreten seiner Kinder im Salon irgend eines hohen Herrn erhielt. So blieb dem Knaben Mozart trotz des Beifalls, der ihm gependet wurde, doch der harte Lebenskampf nicht erspart, der die jugendlichen Kräfte stählt, und auf seinem ureigensten Gebiet, dem des Komponierens, konnte er sich ungehindert entfalten. Künstlerische Begabung tritt ja früh bei Kindern auf; dafür sind nicht nur die zahlreichen musikalischen Wunderkinder ein Beweis, sondern auch so mancher später berühmte gewordene Dichter und Maler, wie Tasso und Goethe, wie Dürer und Raffael. Nur ist es für diese jungen Künstlergenies am besten, wenn man von ihrer Begabung nichts hermacht, wie es in diesen Fällen geschah.

Am schwersten gefährdet dürften die Wunderkinder sein, deren geistige Entwicklung mit erstaunlicher Schnelligkeit reift. Solcher kindlicher „Wunder der Wissenschaft“ hat es verschiedene gegeben, deren Ruhm zu ihren Lebzeiten die ganze gebildete Welt erfüllte und über die ausführliche Biographien geschrieben worden sind. Da ist zunächst Christian Heinrich Heinesen zu nennen, der 1721 geborene Sohn eines Malers, der schon mit 10 Monaten für die am Ofen der Kinderstube dargestellten Bilder das lebhafteste Interesse zeigte, bereits mit einem Jahr sprechen konnte und mit 14 Monaten sämtliche Geschichten aus dem alten und neuen Testament erzählte. Vom 15. Monat bis zu einem Alter von 2 Jahren 6 Monaten erlernte er die ganze Weltgeschichte, konnte im 4. Jahr schwierigere Rechenaufgaben lösen, auf Französisch ganze Geschichten erzählen, Lateinisch über 1500 Sprüche hersagen, war in der Geographie so zu Hause, daß er auf jeder Landkarte die wichtigsten Orte zeigen konnte. Sein Ruf war durch halb Europa verbreitet, und viele Menschen kamen nach Lübeck, um ihn zu sehen und zu hören. Aber der Körper hielt die Anstrengungen des Geistes nicht

aus und er starb mit 4 Jahren 4 Monaten. — Ein anderes weltberühmtes Wunderkind, noch berühmter, weil es ein Mädchen war, war Anna Maria v. Schurman, die „Blume von Holland“, die im 17. Jahrhundert lebte. Schon im 3. Lebensjahr konnte sie die heilige Schrift lesen und den Katechismus aussagen und beschaffte sich als Kind mit allen Willensschäften und Künsten. Ihr Schicksal weicht darin sehr bedeutsam von dem anderer Wunderkinder ab, daß sie als erwachsene Frau den gelehrten Studien treu blieb. Im häufigsten unter den gelehrten Wunderkindern sind die jugendlichen Rechenkünstler, von denen verschiedene, wie z. B. der Piemontese Jacques Traudi und der Ungar Moritz Frankel, das größte Aussehen erreicht haben. Die Biologie hat sich mit der Sonderbegabung des Rechnens, die im sehr jugendlichem Alter auftreten kann, viel beschäftigt. Alle diese frühesten Rechenkünstler, die einem bewundernden Publikum vorgeführt wurden, haben es aber zu nichts gebracht. Denn es ist nun einmal das Schicksal der meisten Wunderkinder, daß sie nicht halten, was sie versprechen, es nicht halten können, da mit ihren Fähigkeiten in der Jugend Raubbau getrieben wurde.

Die Gummischuhe.

Von Paula Keune.

Christl wünschte sich ein Paar Gummischuhe und gab ihren Eltern Kunde davon. Wir überlegten uns die Sache unter vier Augen und mußten konstatieren, daß es leider in diesem Monat unmöglich war. „Sag' du es ihr, ich habe dringende Geschäfte.“ Natürlich, mein Mann hatte wieder keine bequeme Taktik. War irgend etwas mit seiner Tochter, dann mied er an diesem Tage das Kinderzimmer: „Ich werde mich doch nicht mit meiner einzigen Tochter verfeinden!“ — Würdelos! — Ich wollte es Christl gleich sagen, hatte aber auch nicht den richtigen Mut; immer sah sie mich mit brennenden großen Augen an. Am Abend dann teilte ich ihr das Resultat mit. Sie war ganz getnickt:

„Mutti, wenn ich ganz artig bin“ — Kus —

„Nicht gar nicht mehr fürchte“ —

„Ich stelle mich unwissend: Das ist doch ganz selbstverständlich, mein Kind“ — Neue kühnliche Umarmung —

„Wenn ich sie mir nun so schrecklich sehr wünsche?“

„Was denn?“

„Na, doch die Gummischuhe — deine einzige Tochter!“

Das sagte sie ihrem Vater nach, ich fühlte, ich mußte energisch werden:

„Mein liebes Kind, deine Mutter friert seit Jahren und wünscht sich einen Pelzmantel, aber Vater kann ihn ihr nicht kaufen.“

„Das ist aber gar nicht nett von Vati —“

„Vater sagt, daß er ihn mir sehr gönnt, aber er hat nicht das Geld, um ihn mir kaufen zu können.“

Beim Schlafengehen erlittete ich meinem Manne Bericht: „Wie schrecklich ist es doch, einem geliebten Menschen etwas abzusagen zu müssen.“ — Tiefster Seufzer.

Siehst du, nun verstehst du, wie ich darunter leide, daß ich dir den Pelzmantel nicht kaufen kann.“ Gleich darauf höre ich ihn bebaglich und tief zufrieden schnarchen.

Am anderen Morgen lange ich noch einmal von neuem an: „Wenn wir Tante Ullis Geburtstag vergäßen, sie hat ja doch immer eine Stecknadel auf der Zunge, was meinst du?“

„Mein Mann fuhr auf: „Man kann doch dem Kinde nicht immer seinen Willen tun, man muß doch auch mal „nein“ sagen können!“

„Dann sag' du ihr das doch auch einmal!“ Er mußte sofort aus Bureau, aber sofort! Würdelos und feige!

Ich warf einen sehenden Blick nach dem Himmel, der hatte ein Einsehen, er sah nicht nach Regen aus. Übrigens war die Angst überflüssig, Christl erwachte nichts weiter direkt davon. Als ich von einem ganz kurzen Ausgang zurückkam, flog sie mir um den Hals: „Nun wart' du doch lieber bis nach Amerika, und ich habe mich überhaupt nicht gefürchtet.“ Mit ihren Pupillen hielt sie gerade Kindergottesdienst ab. Ihre Lieblingspuppe hatte sie merkwürdig „apart“ gekleidet; ein Hemdchen nur und ein Pelzboa um den Hals. Ich machte sie auf das Ungeübliche aufmerksam: „Du, Mutti, die ist aber sehr fromm — die betet für mich — damit ich keine nassigen Füße bekomme!“

„Aha! Sie hatte dennoch die Hoffnung nicht aufgegeben. Ich machte es wie mein Mann und verließ fluchtartig das Zimmer.“

Am Nachmittag lud ich ein paar Nachbarskinder, damit die Sache in Vergessenheit geräte. Die Kinder hatten tüchtig getollt und mit ganz glücklichem, noch heißem Köpfchen hatte ich Christl schlafen gelegt. Gott sei Dank; der Tag war glücklich vorüber! Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, da erklang aus dem Kinderzimmer ein Voltern, dann jämmerliches Weinen — ich stürzte hinein — da lag Christl vor ihrem Bettchen.

„Hast du dir weh getan?“ Zitternd und schluchzend schlang sie die Armechen um meinen Hals:

„Ach, Mutti, ich hab' ja so entsetzlich geträumt — ich war in den Himmel gegangen, und wollte dir die Sonne herunterholen — weil du doch so friert — und da habe ich mich in den Wolken verirrt — erneutes bestiges Schluchzen —

„da war eine Wolke so nah — da bin ich ausgeleitet — weil ich doch keine Gummischuhe habe —“

Wir vergaßen Tante Ullis Geburtstag, sie hat ja doch immer eine Stecknadel auf der Zunge, sonst hätten wir dem Kinde sicher nicht die Gummischuhe gekauft.

Welt und Wissen

Wo liegt El Dorado? Das Dorado oder, wie wir unter Wiederholung des spanischen Artikels fälschlich sagen, das Eldorado, ist für uns sprichwörtlich geworden mit einem Land von märchenhaftem Reichtum. Hat es aber je ein solches Reich gegeben und woher kommt der Name? Ein Sprachgelehrter, der dieser Frage nachgegangen ist, kommt zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß El Dorado nicht der Name einer Stadt oder eines Landes, sondern ursprünglich der Beiname eines Menschen war. Im Zeitalter der Entdeckungen, als man zuerst die amerikanischen Goldländer kennen lernte, tauchte die Kunde von „Goldstädten“ allenthalben auf, und man möchte glauben, die Spanier oder Portugiesen hätten einer Stadt den Namen El Dorado gegeben, sowie sie die Hauptstädte der neuen Länder Buenos Aires, Santiago, Los Angeles usw. nannten. Ein solcher Name für eine Stadt ist aber nirgends überliefert. Der einzige Hinweis auf die Bezeichnung findet sich in der Geschichte des Leutnants des großen Pizarro Drellana. Dieser glaubte, ein Goldland zwischen dem Orinoco und dem Amazonasstrom entdeckt zu haben, aber seine Hoffnungen erwiesen sich als falsch, und in der Wut über diesen Fehlschlag seiner Pläne rächte er sich an dem Herrscher des Landes, indem er seinen Körper mit Öl einfettete und dann in Goldstaub rollen ließ. Der also mißhandelte König wurde dann von den Eroberern zum Spott El Dorado, der vergoldete Mann, genannt. Ob die Geschichte, die Drellana erzählt, wahr ist oder nicht, bleibt zweifelhaft. Jedenfalls blieb von diesem Abenteuer die Bezeichnung El Dorado übrig, die dann sehr im Gegensatz zu dem eigentlichen Anlaß auf Goldländer angewendet wurde.

Die Fabel von der hundertjährigen Aloe. Man findet öfter die Angabe, die Agave americana blühe nur alle hundert Jahre, um dann sofort abzustorben. Da sie nun Ähnlichkeit mit den bei uns häufig in Blumentöpfen gezogenen Aloarten hat, bezeichnet man sie wohl auch als hundertjährige Aloe. Jene Angabe ist aber nur eine hübsch erkundene Erzählung. Zahlreiche Agavearten blühen schon nach wenigen Jahren, manche, so die Agave americana, allerdings erst nach 10 oder sogar erst nach 30, niemals aber erst nach 100 Jahren. Ihre Kraft ist nach der Blüte auch durchaus nicht so erschöpft, daß der Fortbestand der Pflanze in Frage gestellt wäre. So hat man z. B. auf den Scilly-Inseln bemerkt, daß nachdem die amerikanische Agave reichlich geblüht und Samen getragen hatte, zwei Jahre später fast noch dieselbe Zahl von Exemplaren am Leben war.

Die tauben Schildkröten. Über das bisher noch gar nicht erforchte Gehörvermögen der Reptilien hat Kuroda Untersuchungen angestellt, die R. v. Frisch in den „Naturwissenschaften“ mitteilt. Bei den Schildkröten stellte der Gelehrte fest, daß sie auf Töne überhaupt nicht reagieren. Weder der Ton einer Signalfife noch eine elektrische Klingel, noch das Ticken eines Metronoms machte auch nur den allgeringsten Eindruck auf sie. Dabei zeigte sich, daß die Schildkröten entgegen den Angaben früherer Beobachter für optische und taktile Reize sehr empfänglich sind. Sie zogen beim Ticken des Metronoms sofort den Kopf zurück, wenn dieses auf demselben Tische stand und so die Unterlage auch nur leise erschütterte wurde. Schließlich wurde noch versucht, eine Assoziation zwischen Tönen und Darreichen von Futter herbeizuführen, also die Schildkröten auf einen Ton zu dressieren. Aber auch dieser Versuch blieb ergebnislos, und der Gelehrte kommt daher zu dem Schluss, daß die Schildkröten überhaupt nicht hören können. Das gleiche hatte man bisher auch von Eidechsen behauptet. Kuroda gelang es aber, bei diesen Tieren den Nachweis eines Hörvermögens zu führen. Läßt man die Eidechse ungestört, so schließt sie nach einer Weile die Augen und öffnet sie nur ab und zu; sie öffnet aber die Augen sofort, sobald ein Ton von einer elektrischen Glocke, einer Weife oder dergleichen erklingt. Natürlich war dafür gesorgt, daß der tönende Gegenstand mit der Unterlage, auf der sich die Eidechse befand, nicht in Berührung kam. Mit einer Galtonpfeife wurde bei zwölf Eidechsen der höchste Ton bestimmt, auf den sie noch reagierten. Durchschnittlich war dies ein Ton von etwa 1000 Schwingungen in der Sekunde.

Frauen-Zeitung

Muß Frauenschönheit vergehen? Die Vergänglichkeit der Frauenschönheit, die wie ein drohendes, unabwendbares Verhängnis über ihren Vertreterinnen zu schweben scheint, nicht mehr als eine Scharfalsnotwendigkeit hinzunehmen, ruft ein Mitglied der englischen Aristokratie, Lady Alexander, alle ihre Geschlechtsgenossinnen auf. Sicher hängt die Beständigkeit der Schönheit nicht zum wenigsten von der Art der äußeren Erscheinung ab; dennoch vermag die Frau sehr viel zu ihrer Erhaltung zu tun durch die Art und Weise, wie sie ihre Schönheit durch die Jahre trägt. Es ist zweifellos, daß eine Blondine in den meisten Fällen ihre jugendlichen Reize länger bewahren kann als eine Brünette. Doch müssen ihre Züge in diesem Falle von vollendeter Schönheit sein und sie muß, nach der allgemeinen Meinung, blaue Augen haben. Die wichtigste Bedingung aber ist eine schlante Figur; denn nichts macht so schnell alt wie eine

schwerfällige, starke Gestalt. Viele Menschen glauben, daß Arbeitsüberhäufung die Frau früh altern macht, daß es ihre Spuren sind, die als Vorboten nahenden Alters sich bemerkbar machen. Dennoch ist eine Fülle verschiedenartiger Interessen, wie sie durch eine verantwortungsreiche Tätigkeit bedingt sind, der Jugendfrische der Frau nicht nur nicht abträglich, sondern geradezu eine Bedingung für ihre Erhaltung. Man braucht nur eine 35jährige Landfrau mit einer gleichaltrigen Städterin zu vergleichen, um sich dieser Tatsache voll bewusst zu werden. 35 Jahre sollte das Alter einer Frau sein, in dem ihre Schönheit als Widerspiegelung ihres voll entwickelten Charakters in ihrer höchsten Blüte steht. Bei der Städterin ist dies auch der Fall. Sie hat viel, was sie beschäftigt, freilich auch viel, wofür sie sich sorgen muß. Aber diese Vielseitigkeit erhält ihre Züge lebhaft und jugendlich. Die Landfrau dagegen ist mit 35 Jahren oft schon verblüht; sie hat nur wenig sie ablenkende Interessen und der Ausdruck ihrer Züge wird leer und reizlos. Sicher ist es auch, daß verheiratete Frauen, mit der Fülle der auf sie einströmenden Anforderungen und Interessen, sich länger jung erhalten als ledige, deren ganzes Interesse sich auf ihr eigenes Ich konzentriert. Eine verheiratete Frau von 40 Jahren erscheint oft jugendlicher als eine unverheiratete von 30. Das große Geheimnis, die Schönheit über die Jahre hinaus zu bewahren, liegt, so betont Lady Alexander, in einer Dreibeit, in der Vielseitigkeit der Interessen, in dem Gebrauch von genügend Hautcreme und in viel Bewegung.

Reise u. Verkehr

Eine Weltausstellung in Berlin. Der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt sagte in einem Vortrag über die Zukunftsaufgaben Berlins, daß auch die Abhaltung einer Weltausstellung geplant sei. Auch hat die Stadt ehrgeizige Pläne hinsichtlich des Luftverkehrs, des Wasserverkehrs und des Rundfunkwesens. Der Hauptteil des Vortrages befaßte sich mit den Verkehrsverhältnissen im neuen Berlin, wie sie gegenwärtig sind und wie sie in Zukunft sein werden. Wenn man der Berliner Straßenbahn, sei es mit Recht, sei es mit Unrecht, den Vorwurf der Unzulänglichkeit mache, so müsse man bedenken, daß heute nur etwa 7100 Motorwagen im Gegenlaß zu 4000 der Vorkriegszeit im Betrieb seien. Der Verkehr auf den Straßen sei aber im Vergleich zu 1914 gestiegen. Heute zähle man in Berlin rund 35 000 Autos, eine Zahl, die von Monat zu Monat im Wachen begriffen ist und Anfang 192 bereits auf das Doppelte gestiegen sein dürfte. Wie gedenkt nun die Stadterwaltung den Straßenverkehr in Zukunft zu regeln? Zunächst soll der Ausbau der Untergrundbahnen im verstärkten Maße in Angriff genommen werden, wobei die vier Millionen Mark Baukosten teils durch freiwillige Geldsummen, in der Hauptsache aber durch Steuern aufgebracht werden sollen.

Studienreise amerikanischer Verkehrsbeamte nach Europa. In New York ist vor einiger Zeit von Vertretern der großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften und der am überseeischen Verkehr beteiligten Dampferlinien die Vorbereitung einer großartigen Verkehrspropaganda zur Belebung des amerikanischen Reiseverkehrs nach Europa beschlossen worden. Die amerikanischen Eisenbahngesellschaften haben zwar schon die Werbetätigkeit auf diesem Gebiete durch Aushängen von Propaganda-Druckfahnen eröffnet. Jetzt will man durch Entsendung einer größeren Anzahl amerikanischer Verkehrsbeamten nach Europa die Grundlagen für eine sachgemäße Auskunfterteilung über Reiseverhältnisse usw. schaffen. Die Teilnehmer an der Studienreise sollen sich selbst überzeugen, wie die Beförderungsmittel nach und in Europa zu Lande und zu Wasser beschaffen sind, welche kulturellen Vorteile der Besuch europäischer Länder in sich birgt und wie sich die Reiseverhältnisse und Unterkunftsbedingungen gestalten. Es sind hierüber im überseeischen Ausland nicht immer zutreffende Ansichten verbreitet, die dem transatlantischen Reiseverkehr nicht förderlich sind. Der jetzt bevorstehende Besuch der amerikanischen Verkehrsbeamten ist daher für Deutschland sehr wertvoll und verdient besondere Beachtung. Die vornehmlich aus höheren Beamten amerikanischer Eisenbahngesellschaften und Reisebureaus gebildete Reisegesellschaft — etwa 165 Personen einschließlich Damen — wird Anfang Oktober auf verschiedenen Dampfern New York verlassen, hat Mitte Oktober in London vereinigen und alsdann eine zehntägige Reise über Holland, Belgien, Deutschland, die Schweiz und Frankreich antreten. Es wäre zu wünschen, daß die Vorbereitung einer großangelegten amerikanisch-europäischen Verkehrspropaganda, für die durch diese Studienreise die theoretischen Grundlagen geschaffen werden sollen, überall weitreichende Unternehmung und perspektivvolles Entgegenkommen findet, sowie daß den Teilnehmern der Aufenthalt in Deutschland so angenehm wie möglich gestaltet wird. Nur schade, daß die eisenbahntechnische Ausstellung in Seddin für die Teilnehmer nicht mehr geöffnet sein wird, wenn man sich nicht zu einer verlängerten Ausstellungsduer entschließt. Gerade dort würden Eindrücke von nachhaltiger Wirkung gewonnen werden. Das deutsche Volk hat ein Interesse daran, alle Vorurteile, die heute noch im Auslande ihm gegenüber bestehen und dem Reiseverkehr abträglich sind, zu beseitigen. Hier bietet sich eine sobald nicht wiederkehrende Gelegenheit, die nicht veräußert werden darf.